

Ulrike Schrader

Die „Stolpersteine“ oder Von der Leichtigkeit des Gedenkens

Einige kritische Anmerkungen¹

„Erinnerung ist keine gemütliche, badewasserlaue Annehmlichkeit, sondern ist eigentlich immer ein Graus, eine Zumutung und eine einzige Kränkung der Eigenständigkeit. Und zwar deshalb, weil wir ja keine Kontrolle über das, was schon passiert ist, haben, weder als Einzelne noch als Mitglieder einer Gruppe. Erlebtes wurde von Außen hereingetragen, ist verinnerlicht worden, ist gefährlich, kann sich als Widersacher aufführen.“²

Was unter den „Stolpersteinen“ des Kölner Künstlers Gunter Demnig zu verstehen ist, kann nicht Inhalt des folgenden Beitrags sein. Denn das äußerst populäre Projekt hat seit seinem Start in Köln im Jahr 1992 mittlerweile eine sagenhafte Erfolgsgeschichte geschrieben.³ Journalisten und Pädagogen begeistern sich gleichermaßen für die Aktion, die als „Kunst von unten“ einer Idee basisdemokratischen Bürgerengagements zu entsprechen scheint, und wirken in je ihren Berufsgruppen als Multiplikatoren, so dass die breite Kenntnis des Unternehmens getrost vorausgesetzt werden kann. Hinzu kommen die zahlreichen prominenten Auszeichnungen, die den Künstler Gunter Demnig vor allem in der letzten Zeit noch häufiger ins Licht

¹ Der folgende Beitrag ist die überarbeitete Fassung meines Vortrags auf der Fortbildungsveranstaltung „Mehrheitsgesellschaft und jüdische Minderheit im Rheinland seit dem 19. Jahrhundert – Inhaltliche Zugänge und Fragestellungen“ des Landschaftsverbands Rheinland, Fachstelle für Regional- und Heimatgeschichte und Rheinisches Archiv- und Museumsamt, die am 24.8.2006 in der Abtei Brauweiler stattfand.

² Ruth Klüger: Von hoher und niedriger Literatur, Göttingen 1996, S. 30.

³ Das beweisen u. a. zahlreiche Pressemeldungen und Beiträge in Zeitschriften und Zeitungen, z. B. Wolfgang Jorzig: Stolpern heißt auch, darauf stoßen. Erinnerungsmaie – Kunst im öffentlichen Raum, in: Gegen Vergessen – Für Demokratie Nr. 36, März 2003, S. 6–8; Emily Ford: Tripping in History. A German Artist Seeks a Way to Memorialize the Holocaust's Victims as Individuals, in: Aufbau Nr. 10, 15.5.2003; epd-Meldung: Ehrung für Gunter Demnig, in: Frankfurter Rundschau vom 25.1.2005, und viele andere.

der Öffentlichkeit gestellt haben: Verliehen wurden ihm der Max-Brauer-Preis und die Herbert-Wehner-Medaille, der German Jewish History Award und der Verdienstorden der Bundesrepublik, im August 2006 wurde er zum „Alternativen Ehrenbürger der Stadt Köln“ ernannt, und weitere Auszeichnungen werden sicherlich folgen. Letztlich ist es die Zahl der „Stolpersteine“ selbst, die sie zu einem bekannten Phänomen in mittlerweile nicht nur deutschen Städten machen. Laut dem freien Internet-Lexikon Wikipedia hat Gunter Demnig bisher ca. 8.200 Steine in 173 Städten, darunter auch in den Niederlanden, in Österreich und in Italien, verlegt (Stand August 2006).⁴

Schon dies, die ungeheure Popularität und die offizielle Anerkennung durch Amts- und Würdenträger, könnten gute Gründe sein, das Projekt schlankweg zu begrüßen und in den allgemeinen Beifall einzustimmen. Bequem wäre es auf jeden Fall, auf diesen fahrenden Zug der Begeisterung zu springen. Geborgen im Gedenk-Mainstream wären selbst die (lästigen) Proteste von Anwohnern und Hausbesitzern nichts anderes als die Bestätigung, dass man sich selbst „auf der richtigen Seite“ befindet.

Allein: Gerade bestechenden Argumenten haftet etwas Verdächtiges an, und eine allzu große Übereinstimmung sollte – vor dem Hintergrund dessen, um was es hier geht – schon fast aus Prinzip skeptisch stimmen.

Das Thema Nationalsozialismus und die Gewalttätigkeit der Moral

Um was geht es denn? Jedenfalls nicht um Kunst, mag das Projekt seine Anfänge auch als Konzeptkunst genommen haben. Die beeindruckenden Ehrungen, die wirkungsvolle Öffentlichkeitsarbeit und die große Resonanz bei Lehrern und anderen Interessengruppen haben nichts mit der künstlerischen Qualität des Projekts „Stolpersteine“ zu tun. Vielmehr ist der Boom durch das *Thema* entstanden, das mit den Stolpersteinen verhandelt wird, und das ist das Thema „Erinnern an die Opfer des Nationalsozialismus“.

Eine Kritik an dem Projekt wird dadurch nicht leichter. Wie kann man einen allgemein für gut befundenen „Beitrag zur Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus“ kritisieren – also zunächst unterscheidend prüfen und erst dann möglicherweise negativ beurteilen?

Meine erste kritische Anfrage richtet sich so auch gegen die Art, mit der dieses Projekt betrieben und vorangetrieben wird. Die ist nämlich dergestalt, dass es praktisch kein Entrinnen gibt. Nach der Methode „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich“ spalten sich die „Gedenkenden“ in die überwältigend große Gruppe laut-

⁴ <http://de.wikipedia.org/wiki/Stolperstein>

starker Enthusiasten, die die „Stolpersteine“ gut finden, und einige wenige Gegner, die unterschiedliche und unterschiedlich gute Einwände hegen. Zum zwingend-nötigenden Verfahren der Bewerbung passt das Zusammenspiel mit den Medien: Kommunen, die sich dem Projekt verweigern, finden sich alsbald in ihnen wieder, mehr oder weniger dem Urteil derjenigen preisgegeben, die die *political correctness* für sich beanspruchen.

Dabei besteht mittlerweile politischer Konsens, selbst bei den Konservativen, die Erinnerung an die Verbrechen und die Opfer des Nationalsozialismus als Staatsraison zu begreifen. Es geht längst schon nicht mehr darum, *ob* man dieser Zeit gedenkt, sondern *wie* das geschehen soll. Daher muss die Ablehnung des „Stolperstein“-Projekts nicht zwingend mit Verdrängung beziehungsweise Verleugnung zu tun haben. Die Frage stellt sich, ob die meisten Kommunen vielleicht weniger aus Überzeugung als aus Furcht vor einer negativen Außenwirkung inzwischen einwilligen, die „Stolpersteine“ in ihrer Stadt verlegen zu lassen. Mit dem sich potenzierenden vorausseilenden Gehorsam moralisch „funktionierender“ Entscheidungsträger hat das Projekt natürlich das provokative Element, das es zu Beginn der Aktion noch hatte, längst verloren, ist harmlos geworden und gehört sozusagen zum Establishment.

Kommunen, die sich dagegen skeptisch verhalten und die „Stolpersteine“ nicht genehmigen wollen (z. B. München und Krefeld) argumentieren unter dem gewaltigen Druck, der bereits entstanden ist, mitunter leider sehr schwach. Man lehnt das Projekt ab, zum Beispiel weil man findet, dass es bereits genügend Gedenkstätten gibt, weil man Sorge trägt, es könne „Unruhe“ in die Bevölkerung tragen, weil man persönlich etwas gegen den Künstler hat, weil man vor der finanziellen oder organisatorischen Verpflichtung zurückschreckt oder weil man den künstlerischen Charakter des Projekts nicht erkennen mag – ohne das zu begründen. Jüdische Gemeinden, die als „oberste Autorität“ in solchen Fragen gern angerufen werden, möchten nicht, dass auf den Namen „herumgetrampelt“ wird, die Messingtafeln mit Hundedreck beschmutzt oder von Neonazis demoliert werden oder man – selbst Angehöriger einer Opfergruppe – ständig mit dem traurigen Schicksal konfrontiert wird. Angesichts so defensiver und sich immer wiederholender Argumente fällt es dem Urheber nicht schwer, „unberührt“⁵ und unter Aufbietung starker emotionaler Demonstrationen mit der Herstellung und Verlegung der „Stolpersteine“ fortzufahren.

Die kettenbriefartige Nötigung, sich an dem Projekt zu beteiligen, spaltet also bloß in Befürworter und Gegner, in Enthusiasten und bockige Verweigerer, und auf

⁵ So in dem äußerst schlecht geschriebenen und fehlerhaften Text des Werbefaltblatts „Hier wohnte 1933–1945. Stolpersteine. Ein Projekt für Europa DEMNIG seit 1993“, verfasst von Wolfgang Jorzik.

der Strecke bleiben die inhaltliche und künstlerische Auseinandersetzung, mögliche Zwischentöne, differenzierte und differenzierende Kritik. Es fordert ausschließlich bedenkenlose Zustimmung und rechnet erst gar nicht mit ausbleibender Begeisterung oder gar Skepsis. Kommunen, die sich den „Stolpersteinen“ verweigern, machen sich irgendwie verdächtig, und wegen der Medienpräsenz gerade hierbei ist das besonders riskant fürs Image.

Dabei gibt es eine ganze Reihe kritischer Fragen, die sich die „Stolperstein“-Macher stellen lassen müssen.⁶

Zunächst einmal ist zu klären, wie der Opfer gedacht wird. Stimmt die Behauptung Elke Heidenreichs, dass tatsächlich an das „Leben“ der Menschen erinnert würde?⁷ Oder steht nicht vielmehr ihr Tod, ihre Ermordung im Zentrum des Gedenkens? Welche Erinnerung soll denn eigentlich konstruiert werden? Die Lebensgeschichte der Menschen, also ihre Biografien, oder ihr Tod, ihre Ermordung? Wird ihr Leben interessanter, weil sie Opfer des Holocaust geworden sind? Und soll man sich deshalb an sie erinnern?

Im Gespräch erklärte eine Überlebende,⁸ dass sie nicht glaube, ihr ermordeter Vater, ihre ermordete Mutter seien, außer für sie selbst, besondere Personen gewesen. Und sie wünscht keinen Stolperstein für die Eltern, weil sie uns nicht abnimmt, dass wir jedes Mal an die Ermordeten denken, wenn wir deren Stein im Bürgersteig sehen.

Dagegen ist die Auseinandersetzung mit der Lebensgeschichte eines Opfers des Nationalsozialismus (aber auch mit der eines Täters!) eine sehr intensive, fast intime Art der Erinnerungsarbeit, in deren Prozess man sehr viel lernen und erfahren kann. In Gedenkbuchprojekten partizipieren viele Bürgerinnen und Bürger, darunter viele Jugendliche, an diesem Konzept einer oft mühsamen und schmerzvollen Annäherung, die sicherlich niemals in so „extensiver“ Weise wie das „Stolperstein“-Projekt verlaufen kann. Denn diese Form des Erinnerns fordert nichts ab, weder dem Paten bei der Herstellung noch dem Passanten, der bei einem „Stolperstein“ innehält: „Es ist nicht schwer, einen Moment zu verharren, den Kopf zu senken und sich symbolisch vor den Opfern zu verbeugen und von ihnen zu lesen,“ schrieben Schüler in einem Beitrag für „Zeitung in der Schule“ der Frankfurter Rundschau am 12.4.2005.⁹ Und mit dem „Leichten“ an diesem Projekt wird geworben – auch wenn selbst hier wieder das Symbol beschworen und gegen besseres Wissen behauptet wird, durch die Inschrift sei etwas über das Opfer zu erfahren – mehr als die kargen Daten.

⁶ Ernstzunehmende Kritik äußert auch Edna Brocke, die Leiterin der Alten Synagoge Essen (unveröffentlichte Stellungnahme vom 20. 10. 2005 an die Verfasserin).

⁷ Elke Heidenreich auf dem Flyer zur Auszeichnung Gunter Demnigs mit der Alternativen Ehrenbürgerwürde der Stadt Köln vom 20. August 2006.

⁸ So Eva Goldmann, geb. 1924, früher Barmen, im April 2006 in ihrer Wohnung in New York im Gespräch mit der Verfasserin.

⁹ Stolpersteine gegen das Vergessen, in: Frankfurter Rundschau vom 12.4.2005, S. 26.

Das Argument, Schüler, die sonst nichts mehr vom Nationalsozialismus hören wollen, könne man durch das „Stolperstein“-Projekt gut erreichen und motivieren, wird häufig vorgebracht und beruht auf richtigen Beobachtungen. Es überlässt aber das eigene professionelle pädagogische Urteilsvermögen den Schülern, was man sich hinsichtlich anderer Lerngegenstände vermutlich kaum erlauben würde. Es ist zudem das Eingeständnis, selbst über ein nur äußerst beschränktes Spektrum an Möglichkeiten zu verfügen, mit Jugendlichen über den Nationalsozialismus zu sprechen. Dabei gibt es in den NS-Gedenkstätten Nordrhein-Westfalens zahlreiche und vielfältige, individuell zugeschnittene Beratungen und Projektvorschläge speziell für Lehrerinnen und Lehrer – das „Stolperstein“-Projekt ist bei weitem nicht die einzige Alternative zum klassischen Schulunterricht.

Ermordete als Verfügungsmasse?

Mit dem Prinzip der zu bewahrenden Würde und dem Respekt vor dem Willen, den Persönlichkeitsrechten der „Opfer“ stellt sich die Frage nach dem Umgang mit der Familie, mit den überlebenden Familienangehörigen und Nachkommen. Werden die Hinterbliebenen verständigt und um ihre Stellungnahme gebeten? Was passiert, wenn Angehörige zwar keinen Stolperstein für ihre Toten haben möchten, aber vielleicht einen anderen Wunsch haben?

Zu bedenken ist auch, welche Opfergruppen in das Projekt einbezogen werden. Materialien der einzelnen beteiligten Städte sehen sehr unterschiedlich aus und beweisen, dass es auch in dieser Frage keine einheitliche, durchdachte Regelung gibt. Der „Streit unter den Opfern“ ist ein mitunter geradezu obszönes Schauspiel im Diskurs über die Gedenkstättenlandschaft in der Bundesrepublik und nicht nur dort. Aber hat man wirklich geklärt, ob man die vielerorts verpönte „Hierarchisierung der Opfer“ vermeidet, indem man „Stolpersteine für alle Opfer des NS“ setzt? Und welche Gruppen von Menschen zählen dann dazu? Könnte es nicht auch gute Gründe geben, den verschiedenen Opfergruppen auch jeweils verschiedene Gedenkbücher, Gedenksteine oder Gedenkstätten zu widmen?

Auch stellt sich, vor dem Hintergrund der „Stolperstein“-Praxis, die Frage nach der Definition des Begriffs „Opfer“. Es ist bereits die Rede davon, auch „Stolpersteine“ für Menschen zu legen, die emigriert sind.¹⁰ Wie rigoros und konsequent muss das Projekt seine eigenen Grundsätze umsetzen, wann aber braucht es das nicht?

¹⁰ So im Kalender der „Stolperstein“-Initiative in Remscheid für das Jahr 2006, Blatt für April: „In einer späteren Phase, so ist es geplant, sollen für die aus Deutschland vertriebenen Juden auch STOLPERSTEINE gesetzt werden.“

Mitmachen und sich wohlfühlen?

Ein wichtiges Element des „Stolperstein“-Projekts ist die Übernahme von „Patenschaften“, die – bedauerlicherweise – vor allem die Finanzierung der Steine übernehmen, nicht aber unbedingt auch die Auseinandersetzung mit dem Namen bzw. der Lebensgeschichte des Opfers suchen. Hier muss geregelt werden, wer die Namen der Opfer den jeweiligen Paten zuordnet. Dass dieses Verfahren die Grenzen der Pietät überschreiten kann, zeigt das Düsseldorfer Beispiel, nach dem die Paten „ein Opfer ankreuzen“ können, das nach Opfergruppe, Alter und Geschlecht sortiert „angeboten“ wird.

Man kann über dem geschäftigen Treiben in Sachen „Stolpersteine“ leicht vergessen, was dieses Projekt einmal im Sinn hatte. Die Betriebsamkeit, mit der das Unternehmen organisiert werden muss, gerät zum Inhalt des Projekts, und die Steine „erinnern“ nachher in erster Linie an sich selbst beziehungsweise an das vollendete Projekt. Die Wiedererkennbarkeit durch den Markencharakter, der ja bereits gesetzt ist, führt zu einer befremdlich anmutenden, hochmotivierten Entdeckerfreude, und „Ach, da ist ja wieder einer!“ ist der Triumph, dem ein Loblied auf das Projekt folgt. Der Name auf dem Stein und die weitere Beschriftung brauchen keine Rolle mehr zu spielen. Tatsächlich unterlief einem Wuppertaler Stadtverordneten, einem resoluten Befürworter des „Stolperstein“-Projekts, der peinliche Irrtum, in einem Bodendenkmal aus Bronze, das an die Barrikadenkämpfe der Arbeiter im 19. Jahrhundert erinnert, „Stolpersteine“ zu vermuten, und in Gedenksteinen zur Erinnerung an Aids-Opfer „Stolpersteine“ für Homosexuelle.

Eine andere Form lustvoller Begehung ist die des stolzen Herzeigens. Im „Hier, diesen Stein habe ich gelegt!“ steckt eine starke Versuchung der Ich-Bezogenheit. Das namentliche Gedenken führt zur Überidentifikation mit einem Opfer, zur Exklusion aller anderen und zum Gedenken an sich selbst. Dass die egozentrische Selbstdarstellung des Künstlers Gunter Demnig zwischen Larmoyanz und dem Habitus des „lonesome hero“ diesem Konzept konsequent folgt, ist dabei noch nicht einmal entscheidend.¹¹

Seine Selbstbezüglichkeit führt das Projekt letztlich ins Absurde. Dokumentierten anfangs die „Stolpersteine“ die letzten Adressen der ermordeten Bewohner, dokumentieren mittlerweile Fotos der Stolpersteine die Stolpersteine. Diese Fotos

¹¹ Interessant ist die Selbstinszenierung des Künstlers auf den Informationsfaltblättern der verschiedenen Initiativen und auch die in der Presse sowie auf der Homepage www.stolpersteine.com. Der „Stolperstein“ wird hier zum Objektträger der Informationen, besonders der biografischen Angaben des Künstlers. Die Bildsprache stilisiert hier den Künstler als Opfer, dessen Namen er für gewöhnlich in die Messingtafel stanzt. Der gemeinsame Auftritt mit der Koordinatorin lässt ganz andere Assoziationen aus dem internationalen Kunstbetrieb zu.

sind wiederum in Datenbanken, z. B. für Köln, und in Fotoausstellungen, z. B. für Düsseldorf, zu sehen. Sofern die Dokumentationen die Auffüllung der mageren „Stolperstein“-Informationen im Sinn haben, die Lebensgeschichten also rekonstruiert und veröffentlicht werden,¹² könnte man vielleicht von einer „Rettung“ des Projekts durch Inhalte sprechen – obwohl eine so biografisch verstandene Arbeit auch ohne Stolpersteine auskommen würde und auch auskommt, aber mit Kunst nicht das geringste mehr zu tun hätte. Trotzdem aber ist die Vision auch angesichts fleißig genutzter technischer Raffinessen so hanebüchen nicht, dass die Menschen auf Fotos (oder Filmen) dokumentiert werden, die sich eine Ausstellung mit Fotos von Stolpersteinen ansehen. Das geschieht dann vielleicht wiederum in einer Ausstellung oder Datenbank und so weiter und wird am Ende womöglich als „aktives Gedenken“ mit Preisen für vorbildliche Gedenkstättenpädagogik ausgezeichnet. Es fragt sich, ob man nicht spätestens dann auf die Inschriften in den Messingtafeln der Stolpersteine verzichten kann, der „Stolperstein“ sich als reines Zeichen genügt.

Von der Masse der Namen zur Namenlosigkeit?

Der Selbstreferenzialität entspricht das Prinzip der Serie. Die Überzeugungskraft der „Stolpersteine“ ist möglicherweise zu dem Zeitpunkt erloschen, als sie aus der Stadt Köln „exportiert“ wurden. Das Projekt war am Anfang für Kölner Opfer entwickelt worden, von einem Kölner Künstler, und als Kölner Projekt hatte es eine spezifische Qualität, zumal es dort auch erst mühsam erkämpft werden musste und so tatsächlich noch Züge des Konzepts in sich trug.¹³ Man hätte es dabei belassen sollen. Mit seiner Ausweitung auf viele deutsche Städte – und potenziell kann es auf den gesamten früheren Machtbereich des nationalsozialistischen Deutschland ausgedehnt werden¹⁴ – wird das Projekt seriell, verliert an Kontur und wird beliebig. Nicht zu vergessen ist, dass gerade die hohe Zahl der bereits verlegten Steine eines der zugkräftigsten

¹² So geschah das zum Beispiel durch das Buch „Stolpersteine in Duisburg“, hg. vom Evangelischen Kirchenkreis Duisburg (vgl. Neue Rhein Zeitung vom 10. 11. 2005), durch einen Kalender der „Stolperstein“-Initiative in Remscheid für das Jahr 2006 oder durch den Beitrag von Kirsten Serup-Bilfeldt: Stolpersteine. Vergessene Namen, verwehte Spuren. Wegweiser zu jüdischen Schicksalen in Köln, Köln 2003.

¹³ Ingrid Müller-Münch: „Wir lassen uns eine Elefantenhaut wachsen.“ Die Kölner stolpern über ganz besondere Steine: Erinnerungen an Juden, die einst in ihrer Stadt lebten, in: Frankfurter Rundschau, 19. 12. 2001; Thomas von Tachtzki: Auf dem Boden der Tatsachen, in: StadtRevue (Köln), Nr. 3 (1993), S. 142.

¹⁴ So wird das Projekt im o. g. Werbefaltblatt ausdrücklich als „Projekt für Europa“ bezeichnet! Laut Wikipedia-Auskunft ist für Juni 2007 eine Verlegung in Ungarn geplant. Dagegen wurde eine für Polen vorgesehene Verlegung nicht genehmigt (<http://de.wikipedia.org/wiki/Stolperstein>).

Argumente in der Werbung für die weitere Beteiligung am Projekt darstellt. Andererseits beteuert der Künstler, das Projekt sei symbolisch zu verstehen. Wenn aber, so muss man sich fragen, aus diesem Grund und auch aus dem ganz praktischen der physischen Leistungsgrenze (jeder Stein wird individuell hergestellt) die Anzahl der Steine am Ende doch begrenzt bleibt: Wer legt diese Grenze fest und wie wird sie begründet?

In München, das das Projekt bisher abgelehnt hat, wurden zwei bereits verlegte „Stolpersteine“ wieder entfernt, weil es „zu wenige waren“ und man nicht den Eindruck erwecken wollte, Geschichtsfälschung zu betreiben oder den Holocaust zu verharmlosen – zumindest stand es so in der Jüdischen Allgemeinen.¹⁵ In Wuppertal haben Jugendliche in Eigeninitiative zwei nachgebaute Gedenksteine installiert, diesmal ohne Wissen und Genehmigung des Künstlers, der verärgert reagierte und den Jugendlichen „weitere Aktionen untersagte.“¹⁶ Auch solche Blüten treibt das Projekt.¹⁷

In Stein und Bronze? Alternativen zur „Alternative“

Das „Stolperstein“-Projekt birgt in seiner Eigendynamik und seinem marktschreierischen Gehabe das Risiko, kritisches Bewusstsein leichtfertig als „Bedenkenträgeri“ zu verwerfen und leiseren Tönen gegenüber taub zu werden. Auf der gesellschaftlichen Verabredung, dass die Verbrechen und mit ihnen die Opfer des Nationalsozialismus im Gedächtnis zu verbleiben haben (eine Verabredung, die sicherlich nicht überall eingehalten wird, aber das ist ein anderes Thema) muss und darf jeder Stadt und jedem Dorf selbst vorbehalten sein, eigene, selbst erdachte und erarbeitete Zeichen der Erinnerung zu haben oder sogar nicht zu haben, denn es gibt immer auch spezifische Eigenschaften, die in ein solches Zeichen einfließen und einfließen sollten.

¹⁵ Jüdische Allgemeine vom 14. 10. 2005. An anderer Stelle wurde berichtet, dass die Steine nicht genehmigt waren, deshalb wieder entfernt und stattdessen auf dem jüdischen Friedhof installiert wurden, vgl. Holger Pauler: Messingplatten lassen stolpern. Gunter Demnig erinnert bundesweit mit Messingplatten an die Opfer des Nationalsozialismus. Krefeld lehnt „Stolpersteine“ ab, in: TAZ NRW vom 13. 10. 2005 und Per Hinrichs: Stein oder nicht Stein?, in: Spiegel online vom 30.9.2005.

¹⁶ Manfred Görgens: Vergessene Steine gegen das Vergessen, in: Westdeutsche Zeitung vom 26. 10. 2005.

¹⁷ Die Methoden, mit denen das Projekt „Stolpersteine“ jeweils vor Ort umgesetzt wurde, sind sehr unterschiedlich und abhängig von der Planung und dem Engagement der Initiativen, die es betreiben. Der Künstler kann bei der Masse an Gedenksteinen und der hohen Zahl der sich am Projekt beteiligenden Städte für „Regelverstöße“ selbstverständlich nicht verantwortlich gemacht werden.

Es gibt gerade in Deutschland, aber auch bei den Nachbarn viele, sehr gute und weniger gelungene Erinnerungszeichen, und das „Stolperstein“-Projekt ist nur eines davon. Gerade in Zusammenarbeit mit Künstlerinnen und Künstlern können dabei Dinge entstehen und wieder verworfen werden, die ganz anders und besser sind. Man sollte sich nicht zufrieden geben mit dem Stolperstein-Projekt.

